



Wo bleibt
die Wiederkunft?

Die ersten Christen erwarteten die Wiederkunft ihres auferstandenen Herrn in allernächster Zukunft. Die Not der Gegenwart deuteten sie als Anzeichen des nahen Weltendes. Aber die Zeit verging ...

Weltuntergang: ein katastrophaler Abbruch der Geschichte. Aber vor diesem nahen Ende bricht in den Gemeinden Christi die ideale Herrschaft Gottes an, eine neue Schöpfung, ein neuer Äon. Das waren die Erwartungen der ersten Christen, wie sie die religionsgeschichtliche Erforschung der urchristlichen Apokalypstik zeigt. Wenn das Ende aber ausbleibt, bekommt der Endzeitglaube paradoxerweise eine Geschichte. Die Welt, die offensichtlich nicht vergehen will, hat sich gegen den Glauben behauptet, der das erwartet hatte ...

Es war der Basler Franz Overbeck (1837–1905), der die Radikalität der urchristlichen Endzeitvorstellungen kritisch gegen das Christentum wendete, wie es sich in der Welt und in der Geschichte eingerichtet hatte. Overbecks Kritik zielte auch auf das Christentum in seiner Zeit, dem 19. Jahrhundert; er sah es, getragen von Fortschrittsoptimismus, in neuem Unterhandeln mit der Moderne. Das Explodieren des nationalistischen Hexenkessels in Europa im Ersten Weltkrieg zeigte jedoch, dass diese Zukunftsgläubigkeit gänzlich unbegründet war. Overbeck begriff, dass die urchristliche Apokalypstik aus einer Krisenerfahrung stammte, und er verstand sie mit Recht auch als eine Katastrophentheorie, die sich gerade bei den Randgruppen unter den römischen Untertanen entwickelt hatte. Dieses Geschichtsverständnis trotzte der offiziellen römischen «Theologie», die verkündete, mit dem Caesar Augustus sei die Wiederkehr des Goldenen Zeitalters gekommen.

Eine Kraft der Verwandlung

Die urchristliche Apokalypstik war jedoch nicht nur eine Untergangsspekulation. Die Gläubigen hatten charismatische Erlebnisse, die sie als Heilung und Erneuerung durch den Geist vom Himmel her deuteten. Indem das urchristliche Evangelium den



Herrschaftsantritt des Gottessohnes Jesus Christus im Himmel verkündete, redete es nicht nur davon, sondern vermittelte schon auf der Erde eine göttliche Kraft der Rettung. Sie zog alle, bei denen die Frohe Botschaft zur Glaubenstreue wirkte, hinein in einen Prozess der Verwandlung: Aus der alten wuchs eine neue Menschheit, und sie, die Glaubenden, wurden zu deren Avantgarde. Dementsprechend konnte Paulus seine Gemeinden auf die Erfahrung des Geistes ansprechen, als den Beweis der göttlichen Kraft. Dement-

sprechend verlangte er von den Gemeindegliedern aber auch einen Wandel «in der Neuheit des Geistes».

Im Himmel ...

Der Umstand, dass das Endgültige nicht mehr auf der Erde und in einer weiter gehenden Geschichte der Menschheit erwartet wurde, soll nicht unterschätzt werden. Der Retter ist im Himmel, und so ist auch die Heimat seiner Gemeinde dort und nur dort. Aber entscheidend ist, dass der Gottessohn selbst auf die Erde gekommen ist

und die Seinen hier für den Himmel vorbereitet hat. Dieser Anbruch des Neuen im Alten ist der Grund, warum sich die Christusgläubigen in einer Zwischenexistenz, im «Schon-und-noch-nicht», zu befinden glaubten. Und da sie auch immer mehr unter schlechten Erfahrungen und Diskriminierungen zu leiden hatten, bis hin zur Kriminalisierung durch die Römer und zu einzelnen Martyrien, verflüchtigte sich die Naherwartung nicht. Im Gegenteil: Es gab zunchmend Grund, das Ende herbeizusehnen, gerade in den ersten Generationen nach Jesus und Paulus. Die späteren Schriften des Neuen Testaments zeigen darum ein verstärktes Bedürfnis nach dem Ende aller Dinge, nach dem Abbruch der Geschichte, nach der Rettung und, ja, auch nach der Bestrafung der Folterer. Es sind gerade die in den Jahren nach 70 n. Chr. entstandenen Evangelien, es sind auch der 2. Petrusbrief oder der 2. Thessalonicherbrief, es ist zumal die Johannesapokalypse, die mit mythischen Farben die Dramatisierung der Gegenwart als Endzeit bebilderten. Der 2. Petrusbrief zeigt es exemplarisch: Geschrieben für Gemeinden, die angesichts der verschärften Zwangsmassnahmen der Römer in schwierigen Bedingungen lebten, thematisiert und erklärt er die Frage, warum die Wiederkunft Christi ausbleibe, mit dem berühmten Wort «Denn ein einziger Tag beim Herrn ist wie tausend Jahre» (2. Petr 3,8). Aber der Verfasser des Petrusbriefs denkt dennoch keinesfalls an eine weitere lange Strecke in der Zeit. Vielmehr sagt er für die nächste Zukunft ein unbarmherziges Gericht über die Spötter und die Quäler an, einen grossen Feuerbrand am Himmel und auf der Erde und das Ende der «Hitze» der Verfolgung.

Wenn nun aber diese Zwangsgestalt des Römischen Reiches weicht, nicht auf einmal, sondern allmählich und immer wieder durch Rückschläge unterbrochen, dann kann auch das Feuer der Endzeiterwartung abkühlen. Die apokalyptische Flamme ist zwar nie vollständig erloschen, sondern wird durch entsprechende Geschichtserfahrungen immer wieder neu entfacht, und zwar gerade weil sie als entfachbar zur Verfügung steht in den Schrif-

ten über die Endzeiterwartung, die in den Kanon des Neuen Testaments aufgenommen wurden.

... und auf Erden

Es gibt jedoch auch eine andere Deutung der christlichen Existenz, und sie konnte in ruhigeren Zeiten in den Vordergrund treten: dass die Glaubenden nämlich schon hier das neue Menschengeschlecht repräsentieren. Gewiss, das setzt eine kirchliche Institutionalisierung, das setzt einen Alltag voraus, in dem nicht nur die Diskriminierung zurückgeht, sondern die Attraktivität des Glaubens wächst. Als auch Mitglieder aus der römischen Aristokratie und mit Konstantin zum ersten Mal ein römischer Kaiser zu den Gläubigen zählten, ergab sich eine ganz neue Situation – von der Ohnmacht zur Macht. Aber auch dieser Wandel weg von der Weltabwendung und der Erwartung kann an die urchristliche Apokalyptik anschliessen. Denn sie hatte bei den Christen ja nicht nur das Moment des Trostes und der Hoffnung trotz aller Katastrophenerwartung ausgebildet, sondern auch das Selbstbewusstsein, als Gemeinde der Christusgläubigen der Anfang einer neuen, verwandelten Menschheit zu sein.

So entwarf das Christentum nun mit dem Alten und Neuen Testament ein Epos, das die eigene Geschichte in den Bogen von Schöpfung und Erlösung einspannte. Mit dem ersten Buch Moses setzte es den Anfang, da Gott den Himmel und die Erde schuf, und mit dem letzten Buch, der Johannesoffenbarung, die Erwartung des Endes, nämlich eines neuen Himmels und einer neuen Erde. Dass das Ende dieses Epos noch ausstand, war also deutlich. Aber auch das Andere: dass der Anfang dazu mit dem Kommen des Gottessohnes begonnen hatte – und damit auch eine Wiederherstellung der Menschheit nach dem Sündenfall.

Erneute Sündenfälle der Menschheit jedoch, etwa gar des Christentums selbst, waren darin kaum vorgesehen ...

Ekkehard W. Stegemann

Dr. theol. Ekkehard W. Stegemann ist Professor für Neues Testament an der Universität Basel.



Zu den Bildern

Die Apokalypse des Johannes, ist wahrscheinlich zur Zeit des römischen Kaisers Domitian (81–96) entstanden, der den Kaiserkult als verbindlich erklärte. Wer den Imperator nicht als göttlich anerkannte und verehrte, wurde verfolgt und mit dem Tode bestraft. Die Johannes-Apokalypse will die christlichen Gemeinden in dieser schwierigen Situation trösten, ihnen Mut zusprechen und die Verheissungen Gottes bestärken. Im Jahre 776 verfasst Beatus, der Abt des Klosters Liébana in Nordspanien, einen Kommentar zur Apokalypse des Johannes. Zu jener Zeit leiden die Christen Spaniens unter der Herrschaft der Araber und vergleichen sich darum mit den Jahrhunderte zuvor verfolgten Christen in Rom. Die Apokalypse wird darum für sie ein wichtiges Buch des Trostes. Im 11. Jahrhundert erhält der Mönch Facundus aus San Isidoro in León von König Ferdinand I. den Auftrag, den Kommentar des Beatus abzuschreiben und zu illustrieren. Die Bilder in diesem Beitrag und das Titelbild stammen aus dieser Handschrift von 1047.

Bild Seite 10: «Siehe, er kommt mit den Wolken ...» (Offb 1,7).
Bild Seite 11: Die Stadt Gottes: das himmlische Jerusalem (Offb 21,1–2; 11–22).
Bild Seite 12: Die vier apokalyptischen Reiter (Offb 6,1–8).